

Bischof Martin Hein

"Maria, die zarte Mutter Gottes"

Fastenpredigt in St. Familia Kassel, 19.März 2017.

1. Zeit der Besinnung

Die Fastenzeit, in der evangelischen Tradition: die Passionszeit, ist eine Zeit der Besinnung und Prüfung. Wir halten inne und besinnen uns angesichts des Leidens und Sterbens Jesu auf das, was unseren Glauben und unser Leben bestimmt. Das bedeutet auch: Wir nehmen uns zurück, nehmen uns einmal nicht so wichtig. Gerade im ökumenischen Zusammenhang kann uns diese Tradition der Zurücknahme und der Demut helfen, die einander angetanen Verletzungen zu betrachten und nach Wegen der Heilung zu suchen.

Das Jahr der Reformation gibt dazu viel Anlass. Aus gutem Grund feiern wir es zum ersten Mal in der fünfhundertjährigen Geschichte der abendländischen Konfessionen gemeinsam – feiern es als Christusfest, weil Christus das Fundament unseres gemeinsamen Glaubens ist.

Die Wochen der Fasten- oder Passionszeit fordern uns heraus, auf diese Fragen Antworten zu finden: Wie können wir das Gemeinsame, das uns verbindet, stärken und wie das Unterscheidende als Ausdruck eigener Identität und Kultur behalten? Wie können wir das Trennende so weit überwinden, dass wir uns gegenseitig bereichern und uns miteinander im Glauben neu orientieren?

In diesen Zusammenhang möchte ich meine Fastenpredigt heute Abend gestellt sehen und so möchte ich verstanden wissen, was ich im Folgenden ausführe.

2. Maria – trennend katholisch?

Denn an Maria scheiden sich die Geister. So groß und erfreulich die ökumenische Annäherung bis hin zu Kernfragen wie der Rechtfertigungslehre oder der Lehre von der Heiligen Schrift sein mag: Mit Maria tun sich die meisten Evangelischen schwer.

2.1 Kulturen der Frömmigkeit

Denn dass Maria die Geister scheidet, hat vor allem kulturelle Gründe. Mehr als die konkrete Theologie ist die Art und Weise, wie der Glaube jeweils gelebt wird, von Bedeutung. An Maria wird sichtbar und erkennbar, wie weit sich die gelebte katholische und evangelische Frömmigkeit auseinanderentwickelt haben. Das Rosenkranzgebet als Mariengebet, die Marienstatuen und -altäre in katholischen Kirchen oder Wallfahrtsorte wie Lourdes und Fatima: Sie sind uns – obwohl ich sie besucht habe – schlichtweg fremd!

Und ich vermute, das gilt auch umgekehrt: Wahrscheinlich werden katholische Christinnen und Christen beim Betreten einer evangelischen Kirche zuerst den Marienaltar vermissen. Selbst in einer so protestantisch-puristisch anmutenden Kirche wie St. Familia ist der Marienaltar optisch und baulich bestimmend. Daran erkennt man: Ich bin in einer katholischen Kirche! Und wo keiner ist: Da ist man in einer evangelischen Kirche!

2.2 Fremdheitsgefühle

Zur Fremdheit evangelischer Christinnen und Christen gegenüber Maria hat auch die katholische Lehrentwicklung beigetragen. Schritt für Schritt rückte Maria gerade in den beiden letzten Jahrhunderten immer näher an den dreieinigen Gott heran.

Zuerst die schon im Mittelalter sehr umstrittene Lehre von der „unbefleckten Empfängnis“. Sie besagt, dass Maria von Anna und Joachim auf natürlichem Weg gezeugt wird, aber eben ohne Sünde. Denn nur so kann sie nach der geltenden Lehre von der Weitergabe der Erbsünde durch den Zeugungsakt aus

der Kette des Fluchs seit Adam und Eva herausgenommen werden, um überhaupt in der Lage zu sein, vom Heiligen Geist zu empfangen. Die Dogmatisierung dieser Auffassung im Jahr 1854 ist also gewissermaßen eine logische Folgerung aus der Lehre von der Jungfrauengeburt, die bei Jesus von einer Zeugung ohne jegliche Sexualität ausgeht.

Sodann ist die leibliche Aufnahme der Maria in den Himmel zu nennen, die 1950 von Papst Pius XII als Dogma verkündet wurde. Dass wir als Protestanten damit besonders wenig anfangen können, hat nicht nur rein theologische Gründe. Von vielen Evangelischen wurde die Entwicklung der Lehren um Maria als bewusst antiprottestantisch und antimodern erlebt, und so waren sie – zum Teil wenigstens – auch gemeint!

Entsprechend reflexhaft waren die evangelischen Reaktionen gegen jegliche Marienverehrung. In der Haltung zu Maria schärfte sich das Profil der beiden Konfessionskirchen aneinander. Man kann fast den Eindruck bekommen, es habe sich geradezu hochgeschaukelt, als wäre hier bewusst Fremdheit kultiviert worden, um Annäherung zu verhindern – auf beiden Seiten!

Aus protestantischer Sicht sehr viel heikler ist – weil es den Bereich der Theologie übersteigt und wieder mehr eine kulturelle Differenz beschreibt: Das Bild von Sexualität – genauer: von weiblicher Sexualität –, das sich hinter der hohen Wertschätzung der Jungfräulichkeit Marias verbirgt, ist uns eher fremd.

Es hat sich seit der Reformation tief in uns verankert, hinter der Hochschätzung der Jungfräulichkeit und damit der Ehelosigkeit könne sich eine abschätzige Haltung gegenüber der Sexualität verbergen.

Nun arbeitet gerade Papst Franziskus daran, diesem Eindruck entgegenzuwirken: Das nachapostolische Schreiben „Amoris Laetitia“, das katholische Gemüter derzeit sehr bewegt, ist dafür ein deutlicher Beleg.

Und doch bleibt bei uns ein gewisses Unbehagen, dessen man sich bewusst sein sollte, was ja nicht heißt, dass man diesem Unbehagen dann auch in allem

folgt. Wie bei Begegnungen mit dem Fremden und Ungewohnten ist es ratsam, genau hinzuhören und nicht aus alten Reflexen heraus zu handeln.

Es gibt für das evangelische Unbehagen einen letztlich sehr einfachen Grund: Der größte Teil der Marientradition ist nach unserem Verständnis schlicht nicht biblisch. Fast alle für die katholische Lehrentwicklung wichtigen Texte stehen nicht im biblischen Kanon, sondern gehören zum außerkanonischen Schrifttum, zu den apokryphen Evangelien der ersten beiden Jahrhunderten, den Schriften über das Marienleben aus derselben Zeit und rührt aus Schriften her, die der Tradition der Kirche entstammen. Einzig die Jungfrauengeburt hat Anhalt am biblischen Text. Aber auch da gibt es sehr verschiedene Lesarten, was damit wohl gemeint sei.

Am Ende also steht hinter der Frage nach Maria die Frage nach der angemessenen Auslegung der Heiligen Schrift! Die Strenge und aus katholischer Sicht vielleicht auch die Enge des Protestantismus wird hier erkennbar. Die Reformation war und ist zuallererst eine Rückkehr zum unmittelbaren Wortlaut der Heiligen Schrift. Genau hier könnte die Spur liegen, in all dem, was uns fremd ist, das Gemeinsame zu entdecken. Und das ist, wie so oft, wenn man genauer hinschaut und unter die kulturellen Oberflächen blickt, viel mehr, als man meint.

Denn auch wenn wir Protestanten manche Schritte der Lehrbildung in der römisch-katholischen Kirche nicht mitgehen können: Die Hochschätzung Marias war und ist auch bei uns vorhanden und sie ist in den letzten Jahren sogar gewachsen – gerade durch Impulse der feministischen Theologie, die in Maria eine starke Zeugin des Glaubens von Frauen entdeckte.

So hat der evangelische Umgang mit Maria nicht bloße Ablehnung zur Folge, sondern setzt einen anderen Akzent. Den möchte ich stark machen. An Maria scheiden sich nicht nur die Geister. Sie führt sie auch zusammen.

3. Maria evangelisch: Luthers Auslegung des Magnificat von 1521

3.1 Zum Anlass

Der Titel meiner Fastenpredigt spricht von der „zarten Mutter Gottes“. Schon das mag manche überrascht gemacht haben. Aber es ist ein Zitat von Martin Luther – und zwar aus einer seiner schönsten, bewegendsten und auch theologisch tiefstinnigsten Schriften: aus seiner Auslegung des Lobgesangs der Maria.

Diese Schrift, die für unseren eigenen Umgang mit Maria von großer Bedeutung ist, möchte ich ein wenig entfalten. Der Lobgesang der Maria aus dem Lukasevangelium war ja als Gebet auch in den evangelischen Kirchen stets lebendig, denn es wurde als Abendgebet gebetet. Und einige der schönsten Werke evangelischer Kirchenmusik sind Vertonungen jener Worte, die Maria unmittelbar nach der Ankündigung ihrer Schwangerschaft singt. Denken wir nur an Heinrich Schütz oder Johann Sebastian Bach!

Luther wandte sich der Auslegung dieses zentralen biblischen Gebets in einer Zeit schwerer Bedrängnis zu. Seit 1518 stand er vor der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit, nachdem er mit den 95 Thesen seine Kritik an der herrschenden Ablasspraxis öffentlich gemacht hatte. Er selbst mag wohl kaum damit gerechnet haben, dass sie so einschlagen würden: Denn was er in diesen 95 Thesen sagte, war in der zeitgenössischen Theologie durchaus noch akzeptabel. Aber die Folgerungen, die er und andere daraus zogen, offenbarten, dass es am Ende doch eine so fundamentale Kritik an der herrschenden Kirche und Frömmigkeit war, dass der Widerstand von römischer Seite übermächtig wurde. Luther musste sich in Augsburg vor der geistlichen und in Worms vor der weltlichen Gerichtsbarkeit verantworten, was bekanntlich damit endete, dass ihm die Exkommunikation angedroht wurde und 1521 die Reichsacht über ihn verhängt wurde.

In der Folge wurde er in einem fingierten Überfall durch den sächsischen Kurfürsten Friedrich auf die Wartburg verbracht, wo er, in einer Art Schutzhaft, das große Werk seiner Bibelübersetzung begann. In dieser Zeit suchte er Trost in der Heiligen Schrift, und er fand ihn vor allem in jenem Gebet der Maria, das

nach seinen lateinischen Anfangsworten das „Magnificat“ genannt wird und das ihm aus seiner mönchischen Frömmigkeit als Abendgebet tief vertraut war: Er hatte es, wie der Theologe Christoph Burger errechnet hat, bis dahin schon über 5500 mal gebetet!

Er schrieb diese Schrift nicht für die gelehrten Theologen, sondern für das „einfache Christenvolk“ und darum auf Deutsch. Es gehört in das Korpus seiner Erbauungsschriften, mit denen er einer der erfolgreichsten christlichen Schriftsteller aller Zeiten wurde. Im März 1521 erschien die Schrift im Druck.

Was Luther hier schreibt, ist so bewegend, dass es für alle Christen, gleich welcher Konfession, bis heute fruchtbringend gelesen werden kann.

3.2 Die Auslegung des Magnificat

Schon in der Vorrede wird deutlich, was Luther an diesem Lobgesang so fasziniert: Das junge Mädchen Maria singt ein Lied, das den Mächtigen ihr Ende prophezeit. Das Thema ist für Luther die rechte Ausübung der Macht:

„Das Herz des Königs ist in Gottes Hand, der kann es wenden, wohin der will. Damit will Gott erreichen, dass die großen Herren ihn fürchten, damit sie lernen, dass sie sich gar nichts erdenken dürfen, was nicht Gott ihnen eingibt.“¹ (367)

Darum hält es für Luther wichtig, diesen Lobgesang regelmäßig im Gottesdienst zu singen – für die einfachen Menschen als ein Signal der Hoffnung, für jene aber, die Macht haben, als ein Signal zur Bescheidenheit. Und so bittet er für sich:

„Möchte diese zarte Mutter Gottes mir doch den Geist erbitten, diesen ihren Gesang so nützlich und gründlich auszulegen, dass Euer Fürstliche Gnaden und wir alle dadurch ein Verständnis, das zu unserem

¹ Das Magnifikat 1521. Übertragung: Christoph Burger, in: Martin Luther, Deutsch-Deutsche Studienausgabe, hg. v. Johannes Schilling, Band 1: Glaube und Leben, hg. v. Dietrich Korsch, Leipzig 2012, 363-483 [WA 7, 546-601].

Heil dient, und ein lobenswertes Leben gewinnen, wodurch wir im ewigen Leben dieses ewige Magnificat singen dürfen.“ (369)

Hier offenbart sich eine politische Dimension der Auslegung Luthers: Es ist der unmittelbare Zusammenhang von Glaube und Macht, der hier mitschwingt. Ihn fasziniert der Kontrast zwischen dem „zarten“ Mädchen Maria – also der nach politischem Verständnis machtlosen und sogar der Macht ausgelieferten jungen Frau – und dem, was sie geradezu Revolutionäres zu sagen hat. Ihre Zartheit, ihre „Niedrigkeit“ bedingt ihre Macht, die Herzen zu bewegen.

So fragt Luther: Wer ist ein wahrer Herrscher in der Welt? Doch nur der, der seine Macht dadurch legitimiert, dass er sich der Macht Gottes unterstellt. Er ist parteiisch, ist auf Seiten der Machtlosen und Rechtlosen. Dafür steht Maria, die zarte Mutter, ein! Ihre Macht ist nicht die Macht der Gewalt, sondern die Macht des Wortes und des Gebets.

In diese Rolle kommt sie – und jetzt wird Luthers „neue“ Theologie sichtbar – nicht auf Grund irgendwelcher Werke oder Vorleistungen, die sie mitbringt. Es ist nicht ihre Demut, die sie zur Mutter Gottes qualifiziert, sondern umgekehrt: Weil Gott sie erwählt hat und sie diese Erwählung angenommen hat, wird sie in rechter Weise demütig. Die Werke folgen aus dem Glauben, nicht der Glaube aus den Werken! Das ist, wenn man so will, das protestantische Profil der Maria!

Luther wendet sich damit gegen eine falsch verstandene Demutstheologie, wonach Maria auf Grund ihrer Tugend und ihrer Frömmigkeit auserwählt sei. Nein, was Maria widerfährt, ist die reine, voraussetzungslose Gnade Gottes. Es ist *seine* Erwählung.

Insofern ist auch ihre Jungfräulichkeit nicht Ausdruck ihrer Frömmigkeit, ist kein besonderes Verdienst, sondern die Erfüllung der Verheißung des Propheten Jesaja (7,4): „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären.“ Maria ist Teil von Gottes Heilsplan. Und darum ist auch nicht ihre Jungfräulichkeit das Modell für eine evangelische Ethik, sondern ihr Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes: „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“ Sie macht die

Erfahrung der Gnade, die ihr in Gestalt des Wortes Gottes durch den Mund des Engels widerfährt.

Dabei setzt Luther einen Akzent, der vorher kaum wahrgenommen wurde: Maria stammt aus einfachen Verhältnissen, sie ist nicht aus priesterlichem Geschlecht, sondern aus dem Geschlecht Davids, aus dem alten Königshaus, das damals keine Rolle mehr spielte, sondern seine Macht an die Priester abgeben musste. Und nun erweckt Gott aus dem alten Geschlecht, das alle für erledigt hielten, einen neuen Spross! Bei Luther ist hier eine deutliche Spitze gegen die römische Kirche zu hören: Auch sie sieht er vom Priesterstand derart okkupiert und vereinnahmt, dass der Davidsson, also Jesus, dadurch in den Hintergrund gerät.

Marias Lied richtet sich Luther zufolge nicht nur gegen den Missbrauch weltlicher Herrschaft, sondern auch gegen den Missbrauch geistlicher Macht, die er als radikale Fehlentwicklung der Kirche ansieht. Dieser Strang durchzieht seine gesamte Auslegung. Er ist eine Mahnung: Auch die evangelische Kirche ist vor Klerikalismus, Priesterherrschaft und geistlicher Anmaßung keineswegs gefeit.

Maria erfährt die seligmachende Gnade, die sie zum inneren Frieden führt, wenn auch die äußerlichen Verhältnisse völlig umgekrempelt werden. Luther schreibt in seiner Auslegung einen Satz, den man als evangelische Theologie in Reinstform bezeichnen könnte:

„Der Frieden kommt von nichts anderem als daher, dass man lernt, dass kein Werk, kein äußerliches Verhalten, sondern nur der Glaube – das heißt, gute Zuversicht auf die unsichtbare Gnade Gottes, die uns versprochen ist – fromm, gerecht und selig macht.“ (383)

In diesem Sinn wird Maria für Luther die erste Christusbotin, weil sie als erste die Christusbotschaft hört und in sich aufnimmt – mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele. Maria tritt zu sich selbst in Distanz und lobt das an sich, was Gott an ihr tut. Das ist ihre Demut. Sie steht ganz und gar für Gott ein.

Ihre Demut ist nicht Unterwerfung, sondern ein Akt des Sich-Anvertrauens an den, der mehr vermag als sie. In diesem Sinne „erhebt“ sie den Herrn, macht ihn in all ihrer Niedrigkeit groß.

„Eben dieser Glaube [...] durchdringt und verändert den ganzen Menschen, er zwingt dich dazu, dich zu fürchten, wenn du hoch stehst, und getrost zu sein, wenn du niedrig bist.“

Auch hier haben wir wieder Luthers Verständnis eines evangelischen Glaubens: Glaube ist Vertrauen auf Gottes Verheißung.

„Das Herz Marias steht fest und unverändert zu aller Zeit, lässt Gott in sich wirken nach seinem Willen und beansprucht für sich davon nicht mehr als guten Trost, Freude und Zuversicht zu Gott. So sollten auch wir tun. Das hieße ein rechtes Magnificat gesungen.“ (389).

Ich werde nicht der Verlockung erliegen, Luthers ganze Auslegung des Magnificat ausloten zu wollen. Aber zwei Aspekte möchte ich doch noch ansprechen, weil sie für die evangelische Wahrnehmung von Maria von besonderer Bedeutung sind.

Der erste Aspekt: Maria rühmt sich ihrer Niedrigkeit, lateinisch: ihrer „humilitas“. Was ist damit gemeint? Luther schreibt – und Sie werden merken, jetzt wird er sehr deutlich:

„Das Wort ‚humilitas‘ haben manche an dieser Stelle als Demut verstanden, als hätte die Jungfrau Maria ihre Demut angeführt und sich ihrer gerühmt. Daher kommt es, dass sich manche kirchlichen Würdenträger auch humiles nennen. Das ist von der Wahrheit weit entfernt. Denn vor Gottes Augen kann sich niemand eines guten Dinges rühmen, ohne dass es Sünde wäre und Verderben brächte. Es gilt, sich vor ihm keines weiteren Dinges zu rühmen als seiner lauterer Güte und Gnade, die er an uns Unwürdigen erweist.“ (397)

Kein negatives Menschenbild spricht sich hier aus, wie manchmal unterstellt wird, wenn von uns Menschen in der Bibel als Sündern die Rede ist. Denn wir werden ja als Menschen unendlich gewürdigt, indem Gott uns aus freien Stücken seine Liebe erfahren lässt. Genau dafür ist Maria die Zeugin.

In diesem Sinn können wir sie auch nicht nachahmen, sondern sollen anhand dessen, was Maria widerfahren ist, im eigenen Leben entdecken, was uns selbst aus Gottes Güte und Gnade widerfährt. Maria ist ein Musterbeispiel des Handelns Gottes. Evangelisch betrachtet geht es bei Maria in allererster Linie um Gott und seine Schöpfermacht, die aus dem Nichts Großes schafft.

Der zweite Aspekt, der bei Luther nur eine Nebenrolle spielt, uns aber heute wichtig ist, betrifft die Bedeutung der Sexualität. Luther schreibt:

„Maria will ja sagen: Gott hat auf mich armes, verachtetes, unansehnliches Mädchen hinabgesehen. Er hätte durchaus reiche, hohe, edle, mächtige Königinnen finden können, die Töchter von Fürsten und hohen Herren. Er hätte wohl Töchter von Hannas oder Kaiphas finden können, die die Obersten im Lande gewesen sind. Aber er hat sein Auge voll reiner Güte auf mich geworfen und ein so geringes, verschmähtes Mädchen brauchen können, damit sich niemand vor ihm rühme, dass er würdig gewesen wäre oder sei, ausgewählt zu werden. Und so muss auch ich bekennen, dass es lauter Gnade und Güte ist und nicht mein Verdienst und Würdigkeit.“ (399)

Man halte sich für einen Moment die spätmittelalterlichen Bilder der Verkündigungsszene vor Augen. Sie zeigen uns wahrlich kein jüdisches Mädchen aus einfachen Verhältnissen! Ich spitze es einmal zu: Luther befreit Maria aus einem Kult, der sich längst verselbständigt hatte und der zumindest den Eindruck erwecken mochte, dass Gottes Gnade eben nur den besonders Würdigen gelte.

Genau darum ist für Luther und die evangelische Kirche die Lehre von der „unbefleckten Empfängnis“ der Maria ein Problem: weil sie die Sünde so sehr mit der Sexualität verkoppelt, dass sich das Interesse zumindest für Jahrhunderte

allein auf diesen Aspekt konzentriert hat und Marias Unberührtheit wichtiger wurde als ihre Niedrigkeit.

Die latente Diffamierung von Sexualität, die damit immer einherging, ist ein Erbe, das vielen Menschen heute den Zugang zum Glauben erschwert, auch wenn wir diese Verengung längst abgeworfen haben und erkannt haben, dass weder Sünde mit Sexualität noch Sexualität mit Sünde verbunden ist. Sünde drückt sich vielmehr als Unrecht, Lüge, Stolz und Gier aus, als Drang, sich selbst an Gottes Stelle setzen zu wollen und dadurch zutiefst inhuman zu werden. Diesen Unheilszusammenhang durchbricht Maria als Mädchen aus der Unterschicht. Darauf legt Luther den Schwerpunkt seiner Auslegung.

Maria „hat sich weder ihrer Jungfrauenschaft noch ihrer Demut gerühmt, sondern des einzigartigen, gnädigen Ansehen Gottes. Darum liegt der Akzent nicht auf dem Wörtchen [...] Demut, sondern auf dem Wörtchen [...] er hat angesehen. Denn nicht ihre Niedrigkeit soll gelobt werden, sondern Gottes Ansehen.“

3.3 Eine neue Perspektive

Es geht bei Maria nicht um Moral und Ethik, es geht um Gottes Heilsgeschichte mit uns Menschen. Die Perspektive muss sich nach Luther ändern. Maria ist kein Exempel für die vorauseilende Demut des Menschen, sie ist das Beispiel für Gottes zuvorkommende Gnade! So ist ihre Jungfräulichkeit eben weder ein Verdienst oder eine besondere Auszeichnung. Luther war da ganz realistisch:

„Um Mutter Gottes sein zu können, musste sie eine Frau sein, eine Jungfrau vom Geschlecht Juda, und sie musste der Botschaft des Engels glauben, um dazu tauglich zu sein, wie die Heilige Schrift von ihr gesagt hat.“ (425)

So wird verständlich, warum es aus evangelischer Sicht nicht möglich ist, ein Gebet *an* Maria zu richten, es sehr wohl aber geboten ist, *mit* Maria zu beten. Das mag sich auf den ersten Blick wie eine Wortklauberei anhören, aber die

Folgen dieser Unterscheidung zeigen sich in den kulturell so unterschiedlichen Ausprägungen katholischer und evangelischer Frömmigkeit.

Um es einmal pointiert zu sagen: Luthers Maria passt auf keinen Altar, aber in jede Predigt. In seiner Auslegung des Magnificat kann Luther eine Anrufung Marias zwar noch denken, warnt aber schon davor, sie so selbst zu vergöttern:

„Maria will keine Abgöttin sein. Sie tut nichts. Gott tut alle Dinge.“

Für Luther war ihre Niedrigkeit das Bemerkenswerte. Er malt von ihr nicht das Bild als Himmelskönigin, sondern ein Bild als ganz normale junge Frau, die ihren Gottesdienst im Alltag der Welt feiert und dadurch fast schon ein Beispiel für die später so genannte protestantische Arbeitsethik wird:

*„Sie fragt [...] nicht nach mehr Ehre als vorher. Sie brüstet sich nicht, überhebt sich nicht, posaunt nicht heraus, dass sie Gottes Mutter geworden ist, und fordert nicht, dass man sie ehre. Sie geht ihres Wegs, arbeitet im Haus, wie zuvor, melkt die Kühe, kocht, wäscht Schüsseln aus, kehrt, verrichtet geringe, verachtete Werke, wie sie eine Hausmagd oder eine Hausherrin verrichten soll, als gäbe sie nichts auf solche übergroßen Güter und Gnaden. [...] O, was für ein schlichtes, reines Herz ist das! Was für ein wunderbarer Mensch ist das! Was sind da für große Dinge verborgen unter einer so geringen Gestalt.“
(427/429)*

Die Annahme ist wohl nicht ganz irrig, dass Luther seine spätere Frau Katharina genau in diesem Licht gesehen haben wird. Er beschreibt sie mehrfach mit fast denselben Worten.

Das ist von einer modernen, partnerschaftlichen Rollenzuschreibung der Geschlechter sicherlich weit entfernt. Und doch scheint hier bereits ein grundlegender Wandel auf: Maria ist das Muster der selbstbewussten und selbstbestimmten Frau, die sich im alltäglichen Leben bewährt. Es war nach allen eigenen Einwänden, die sie gegenüber dem Engel vorbrachte, letztlich ihre Zustimmung, die sie zu dem gemacht hat, was sie dann wurde.

In der Beschreibung dessen, was Gott tut: dass er die Hohen erniedrigt und die Niedrigen erhöht, dass er die Hungrigen sättigt, aber die Reichen leer ausgehen lässt, ist das Magnificat der Maria ein ungemein politischer Text. Das wäre eigens zu beleuchten und würde uns eine Maria voller Inbrunst und umstürzlerischem Geist zeigen, die so gar nichts mit dem Bild einer angepassten Heiligen zu tun hat. Wir nehmen in beiden Kirchen das zutiefst Menschliche an Maria wahr. Als solche wird sie seit einigen Jahren auch in den evangelischen Kirchen regelrecht wiederentdeckt.

Denn ihre Demut ist nicht unterwürfig, sondern zeigt ein entschlossenes Ergreifen der Macht Gottes. Sie wird unter denkbar seltsamsten Umständen schwanger und gebiert ihren Sohn unter denkbar schwierigsten Verhältnissen – und sie erfährt später schroffe Zurückweisung durch ihren Sohn. Bei Licht betrachtet ist die heilige Familie von Anfang an alles andere als eine normale Familie.

Das veränderte Rollenbild der Frau verändert auch die Wahrnehmung der Maria. Luthers Annäherung an Maria ist da teilweise schon sehr modern, und seine Ehe mit Katharina von Bora zeigt durchaus, dass ihm die Gleichwertigkeit von Mann und Frau vor Gott trotz seiner Befangenheit in einem patriarchalen Weltbild ein Anliegen war.

Predigende Frauen konnte er sich vorstellen: Denn auch Maria war ja eine Predigerin, war Zeugin des Evangeliums, dass Gott uns allen gnädig zugewandt ist.

4. Die zarte Mutter Gottes

Die zarte Mutter Gottes, die sich als äußerst robust erweist, ist für evangelische Christinnen und Christen eine exemplarische Christuszeugin aus dem Volk Gottes. Wir hören sie, diese „zarte Mutter Gottes“, und wir beten mit ihr. Entscheidend aber ist: Sie ist die Mutter Jesu Christi. Mit ihr und aus ihr kommt Gottes Heil zur Welt. Mögen die Formen der Verehrung auch verschieden sein, mögen unterschiedliche Bilder von ihr existieren und unser Leben bestimmen – immer

werden Christen angesichts des Wunders der Menschwerdung mit ihr singen können: „Meine Seele erhebt den Herrn!“

Noch manche Schätze geistlicher Einsicht werden wir gemeinsam heben, wenn wir uns gegenseitig aufmerksam zuhören, was wir über Maria zu erzählen haben. Was das Magnificat angeht, so hat Luther selten einfühlsamer und erbaulicher als hier vom Glauben geredet, und nur wenige seiner Schriften atmen – trotz ihrer Spitzen gegen das damalige Rom – so viel ökumenischen Geist!

Und eben darin erfüllen wir alle, was diese junge Frau am Ende ihres Lobgesangs auf Gott recht unbescheiden von sich selbst sagt: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinde.“

Das Marienlob ist Christuslob. Darin sind wir bei aller konfessionellen Unterschiedlichkeit untereinander und mit Maria, der „zarten Mutter Gottes“, verbunden.

medio-Internetservice

© Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt und elektronisch im Internet abrufbar unter <http://www.ekkw.de>. Bei Fragen zu diesem Dokument wenden Sie sich bitte an die medio-Onlineredaktion im Medienhaus der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel.:(0561) 9307-124, Fax (0561) 9307-188, E-Mail: internetredaktion@medio.tv